

entziehen. Selbst John begann zu lachen und schloss sich dem Klatschen der Umstehenden an.

Gloucester formte die Hände zu einem Trichter. »Hast du schon einmal daran gedacht, diese Kunststücke zum Beruf zu machen?«, rief er Stephan zu.

Von der Seite her sah der Marshal kurz zu Gloucester hinüber, da ihm dessen bitterer Unterton nicht entgangen war. Die Rivalität zwischen den Vettern war unübersehbar. Beide zählten zu den Mächtigen des Landes, und beide zählten zu den engsten Verwandten des Königs, doch jedes Mal wenn sie einander anerkennend auf die Schulter klopfen oder sich in der großen Halle zutranken, wetteiferten sie im Grunde nur um ihren Rang in der königlichen Gunst.

»Mehr als nur ein Mal!«, rief Stephan fröhlich zurück. Er griff nach den Zügeln, tätschelte den Hals des Hengstes und zupfte ihn zärtlich an den Ohren. »Doch ich fürchte, dass mir die Sache dann keinen Spaß mehr machen würde.«

»FitzGilbert verdient sein Brot, indem er die Dirnen des Hofes beaufsichtigt. Trotzdem konnte ich bisher nicht feststellen, dass seine Begeisterung dadurch nachgelassen hätte. Dabei erfordert sein Beruf doch eine mindestens ebenso große Geschicklichkeit im Sattel.«

Ein wissendes Grinsen huschte über Stephans Gesicht. »Ich würde mich niemals erdreisten, mit dem Hammer und Amboss eines königlichen Marshals mithalten zu wollen!«, witzelte er, worauf die Umstehenden in Gelächter ausbrachen. Schließlich wusste jeder, dass die überlieferten Amtssymbole eines königlichen Marshals auch eine Anspielung auf die männliche Zeugungskraft waren. Was Letztere anging, so hatte John einen gewissen Ruf, den er auch gar nicht in Abrede stellte. Stattdessen antwortete er mit einer spöttischen Verbeugung.

Im selben Augenblick richtete sich Stephans Blick auf einen Punkt hinter der Zuschauermenge. »Der König ist da«, erklärte er. »Wer jetzt nicht schnell aufsitzt, wird leider zu Hause bleiben müssen.« Er lenkte seinen Rotschimmel zu einem untersetzten Mann mit kurzem, angegrautem Haar hinüber, der soeben seine Unterkunft verlassen hatte und den Fuß in den Steigbügel eines Braunen schob. Eine prächtige Goldspange hielt seinen kurzen Jagdumhang an der Schulter fest. Zwei großspurig auftretende Männer begleiteten den König – und zwar Robert de Beaumont, Earl of Leicester, und dessen Zwillingsbruder Waleran, Count of Meulan. Wegen des engen Verhältnisses der beiden Männer zu Stephan und ihres vertrauten Umgangs mit seinem Vater beäugte Robert of Gloucester die Männer mit gebotenen Misstrauen. In der Vergangenheit hatte der Count of Meulan bereits einmal Verrat begangen, doch König Heinrich hatte ihm seinen Fehltritt verziehen und ihn wieder in Gnaden am Hof aufgenommen. Während Robert de Beaumont die Zügel seines Pferdes in Empfang nahm, warf er als der Vorsichtigerer der Brüder einen prüfenden Blick in die Runde. Auch John stutzte angesichts der plötzlichen Nähe der beiden zum König. Diese Neuerung musste er nach seiner langen Abwesenheit sorgsam im Auge behalten und wie die übrigen Veränderungen mit einbeziehen, wenn er am Hof überleben und sein Fortkommen sichern wollte.

Mit überschwänglicher Freude begrüßte der Count of Mortain die Neuankömmlinge. Fürwahr kein schlechtes Mittel, um Türen zu öffnen und die Wachsamkeit bestimmter Männer einzuschläfern, dachte John mit zunehmender Bewunderung für den Neffen des Königs.

»Ihr begleitet mich«, bemerkte Robert of Gloucester zu John gewandt, als er sein Pferd übernahm und aufsaß. »Ich habe Euren Hengst bereits satteln lassen.« Er schnippte mit den Fingern und bedeutete einem der Stallknechte, Johns gefleckten Grauen zu bringen.

John zerrte den Hut aus dem Gürtel und drückte ihn auf sein hellbraunes Haar. »Ich danke Euch, Mylord«, entgegnete er mit verhaltener Begeisterung.

Robert lachte in sich hinein. »Im Moment seid Ihr zwar noch anderer Meinung, aber das wird sich sehr schnell ändern.« Er warf John einen Jagdspeer zu, den dieser blitzschnell am Heft auffing.

Als John kurz darauf einen Pfad durch den Wald entlangaloppierte, zu dessen Seiten erste Herbstblätter wie sonnendurchglühter Bernstein in den Bäumen schimmerten, und er den festen und doch federnden Boden unter den Hufen seines Grauen spürte, begriff er schnell, was Robert gemeint hatte. Die mächtigen Sätze des Pferds wirkten belebend, und die herrlichen Farben und Gerüche des herbstlichen Waldes erfüllten ihn mit geradezu sinnlicher Freude.

König Heinrich liebte die schnelle Jagd und hetzte seinen Braunen und die Hunde stets bis an ihre Grenzen, während er den Körper tief über den gestreckten Hals des Pferdes beugte und sein kurzer Umhang wie ein Banner über ihm durch die Luft flatterte. Als die Treiber das erste Wildschwein aus dem Dickicht scheuchten, jagte ihm Heinrich hinterher wie der Teufel, der einer armen Seele auf der Spur war. Eine Hand hielt die Zügel gepackt und die andere den wurfbereiten Speer. Zusammen mit der übrigen Gesellschaft heftete sich John sofort an die Fersen des Königs, duckte sich unter tief hängenden Ästen hindurch und bahnte sich eine Schneise durch das dornige Gestrüpp. Das dumpfe Dröhnen der Hufe auf dem Waldboden, das heisere Bellen der Meute und das Keuchen seines Grauen waren Musik in seinen Ohren. Irgendwann preschte Count Stephan auf dem neuen Rotschimmel an ihm vorüber, unmittelbar darauf folgten die Beaumont-Brüder und als Schluss der Gruppe der königliche Mundschenk William Martel. Mit entschlossener Miene hetzte Robert of Gloucester ihnen nach. Wohlweislich zügelte John kurz seinen Grauen, um noch König Heinrichs Schlossvogt Brian FitzCount, Lord of Wallingford, den Vortritt zu lassen. Als dessen Stellvertreter im königlichen Haushalt war John stets auf ein gutes Verhältnis zu ihm bedacht. Mit blitzendem Lächeln und erhobener Faust dankte FitzCount für Johns Umsicht und jagte inmitten seiner vorbeifliegenden Meute davon.

In diesem Moment ertönte das Jagdhorn links von John, doch durch den Wind war das Signal nicht genau auszumachen. Rasch schlug John die neue Richtung ein. Als es plötzlich genau vor ihm im Unterholz raschelte, zügelte er seinen Hengst und packte den Speer fester. Sekunden später brachen drei Wildschweine aus einem undurchdringlichen Dickicht aus Dornenranken und Efeu hervor und stürmten so dicht

an Johns Pferd vorbei, dass dieses einen Satz machte und scheute. John erkannte nichts weiter als erdverschmierte Eckzähne, raue Borsten und feucht schimmernde Schnauzen. Mit den Knien brachte er den Grauen wieder in seine Gewalt. Gleichzeitig holte er mit dem Speer aus und schleuderte ihn so kraftvoll von sich, dass er eines der Wildschweine genau hinter der linken Schulter traf und die eiserne Spitze bis zum Heft zwischen den Borsten eindrang. Das Schwein vollführte einen letzten Satz, bevor es unter Zuckungen und ohrenbetäubendem Quieken zusammenbrach. Der hölzerne Schaft splitterte, doch der blutige Stumpf blieb tief in der Wunde stecken. Mit gezogenem Schwert dirigierte John den Grauen vorsichtig zu seinem Opfer hinüber. Selbst tödlich verletzt konnte ein Eber noch immer einen Hund zerfleischen oder das Bein eines Pferdes bis auf den Knochen durchbeißen. Das Schwein zappelte wild, um wieder auf die Füße zu kommen, aber es war zu spät. Ein kurzes Zittern durchlief das Tier. Dann lag es still.

Als John vom Pferd stieg, wurde der Wald um ihn herum plötzlich vom Lärm der Treiber, der hetzenden Hunde und der Jäger zu Fuß erfüllt. In der Ferne kündete ein Hornsignal von neuer Beute – womöglich ein Erfolg des Königs. Stumm starrte der Marshal auf seine Beute hinunter, und als einer der Hundeführer die Meute zurückpfiff und sein hämmerndes Herz sich langsam beruhigte, grinste er mit einem Mal wie ein Junge über das ganze Gesicht.

Als die Jagdgesellschaft nach dem zweiten Hornsignal zurückkehrte, um die Beute in Augenschein zu nehmen, sah John zu, wie zwei Treiber sein Wildschwein auf ein Packpony wuchteten.

»Ihr habt uns alle übertroffen«, bemerkte der König. Sein Lächeln entblöste eine Menge schadhafter Zähne, denen man ihr Alter ansah. Seine eigene Trophäe baumelte leblos über einem Packsattel.

»Ich hatte Glück, Sire, und nur diese Wahl.«

»Mag sein, dennoch wird der Vorfall Eurem Ruf, ein gefährlicher Gegner zu sein, kaum schaden. Wer es allein mit einem ausgewachsenen Keiler aufnimmt, verdient, was auch immer das Schicksal für ihn bereithält – in Eurem Fall, John Marshal, ist das eine große Belohnung.«

»Ich danke Euch, Sire«, erwiderte John mit feierlicher Verbeugung. »Genau genommen waren es eigentlich drei Tiere«, fügte er hinzu, als er sich wieder aufrichtete. »Die anderen zwei sind meinem Speer leider entwischt und in dieser Richtung davongerannt.«

König Heinrich lachte, und sofort blitzte neue Jagdlust in seinen Augen auf. »Zumindest hattet Ihr so viel Anstand, uns noch etwas übrig zu lassen.« Er gab seinen Gefährten ein Zeichen und sprengte unter dem Klang des Jagdhorns in die bezeichnete Richtung davon.

Bevor Stephan seinem Onkel folgte, beugte er sich kurz vom Pferd herunter und klopfte John auf die Schulter. »Gut gemacht!« Ehrliche Bewunderung leuchtete in seinen blauen Augen.

»Es ist doch alles nur in der Hitze des Augenblicks geschehen«, wehrte John bescheiden ab.

»Der beste Beweis, dass Ihr keinen spanischen Hengst braucht, um Eindruck zu schinden«, bemerkte Gloucester bissig, bevor auch er sein Pferd wendete.

Ein weiteres Wildschwein und zwei Rehböcke später fand sich die Gesellschaft auf einer Lichtung ein, wo die Diener des Königs ein Mahl zur Stärkung der Jäger angerichtet hatten. Man speiste und zog John unterdessen damit auf, dass er den Eber mit nur einer Hand erlegt hatte. John wehrte die Lobreden ab, weil er wusste, dass jeder andere an seiner Stelle ganz genau dasselbe getan hätte. Außerdem lag ihm Gefallsucht fern. Doch insgeheim war er durchaus mit sich zufrieden.

Er hockte sich ans Feuer und röstete gerade ein Stück Brot auf einem angespitzten Ast, als Gloucester sich zu ihm gesellte. »Wie Ihr vermutlich gehört habt, befindet sich meine Schwester noch immer in Rouen«, bemerkte Robert nach einigen Augenblicken ganz beiläufig.

John drehte den Spieß und zog das Brot ein Stück weit aus den Flammen zurück. »Also gibt es noch keine Anzeichen für eine Versöhnung mit Geoffrey Plantagenet?«

Bevor John den Hof verlassen musste, um seinem sterbenden Vater beizustehen und sich um den Besitz der Familie zu kümmern, hatte es zwischen König Heinrichs Tochter Matilda und ihrem jungen Ehemann Streit gegeben. Daraufhin hatte Geoffrey of Anjou seine Frau zu ihrem Vater in die Normandie zurückgeschickt und erklärt, dass er nicht mit einem solchen Drachen leben und erst recht keinen Erben mit ihr zeugen wolle.

Bekümmert zog Robert die Mundwinkel nach unten. »Sie beharrt darauf, eher würde die Hölle gefrieren, als dass sie zu ihm zurückkehrt. Und von ihm hört man nichts anderes.«

»Und was sagt Euer Vater dazu?«

»Insgeheim knirscht er mit den Zähnen, aber nach außen bemüht er sich um Ausgleich. Doch so lange keine der beiden Seiten Bereitschaft zum Einlenken zeigt, wird er kaum etwas erreichen, nicht wahr?«

John zog das geröstete Brot vom Stock. Er hatte selbst schon einige Male mit Matilda zu tun gehabt, die sich noch immer mit Vorliebe als Kaiserin titulieren ließ, um an ihre erste Ehe mit dem Herrscher des Heiligen Römischen Reiches zu erinnern, der ein geachteter, würdiger Mann gewesen war und nicht nur der Sprössling eines pickeligen Counts und obendrein noch zehn Jahre jünger als sie selbst. Dass der Vater des jungen Geoffrey inzwischen König von Jerusalem geworden war, hatte ihre Haltung in keiner Weise gemildert. »Das stimmt«, erwiderte John, »doch einige Druckmittel hat er trotzdem einzusetzen.« Mit beredtem Blick sah er zum König hinüber, der sich gerade angeregt mit Stephan of Mortain unterhielt. Entspannt standen Onkel und Neffe nebeneinander, ihre Bewegungen beim Essen und Trinken glichen einander wie im Spiegel. »Ja, das muss er sogar.« John biss in das knusprige Brot. »Schließlich ist aus seinen Ehen kein männlicher Erbe hervorgegangen. Selbst wenn Euer Vater heute noch rüstig erscheint, so ist er doch längst kein junger Mann mehr.«

Nachdenklich rieb sich Robert den Nacken und runzelte die Stirn. »Aber wir alle haben doch das Thronrecht meiner Schwester anerkannt und ihr den Treueid geleistet.«

»Welcher Mann hätte denn gewagt, den Eid zu verweigern, wo Euer Vater doch haargenau jede Regung der Anwesenden beobachtet hat? Ohne sein Beisein wäre die

Sache womöglich anders ausgegangen.« Auch John war damals bei der Zeremonie in der Kathedrale von Rouen zugegen gewesen, wo noch sein Vater den Treueid geleistet hatte. Doch angesichts der eher bescheidenen, wenn nicht sogar mageren Einkünften eines königlichen Marshals war König Heinrich damals vor allem an den Treueschwüren der Mächtigen seines Reiches gelegen.

»Was genau wollt Ihr damit sagen?«

»Falls Euer Vater will, dass seine Tochter Matilda eines Tages seine Nachfolge antritt, wäre er klug beraten, wenn sie bereits einen oder besser noch zwei halberwachsene Enkelsöhne vorweisen könnte, sobald ihn die Last der Jahre niederdrückt. Ob es einem gefällt oder nicht – Männer werden nun einmal lieber von einem Mann regiert als von einer Frau.«

Robert brummte unwirsch. Trotzdem wanderte sein Blick zu seinem Vater und Stephan hinüber.

John spießte ein neues Stück Brot auf den Stock und hielt es in die Flammen. »Euer Vater benutzt Euren Cousin, um Druck auf seine Tochter auszuüben. Doch manchmal lässt sich schon nicht mehr sagen, wer wen jagt. Jedes Lebewesen frisst das Schwächere – oder es passt sich ihm an, falls dies zu seinem Vorteil ist.«

»Gilt dasselbe auch für Euch?«

Johns Hand vollführte eine umfassende Bewegung. »Nehmt die Bäume als Beispiel. Der Winter raubt ihnen die Blätter, und man sieht jede Schrunde, jeden toten Ast und den starken Stamm. Doch sobald sie ihr grünes Laub tragen, kann man nur schwer etwas erkennen. Es sind zwar immer dieselben Bäume, aber je nach Jahreszeit verändern sie sich.«

»Und das soll eine Antwort sein?«, fauchte Robert. »Ihr sprecht in Rätseln.«

Während John verfolgte, wie das Brot allmählich Farbe annahm, antwortete er in aller Ruhe: »Euer Großvater hat zwar unehelich das Licht der Welt erblickt – aber dennoch hat er eine Krone auf dem Kopf getragen. Man sagt, dass ...«

Robert fuhr zurück, als hätte John ihn geschlagen, und lief dunkelrot an. »Ich weiß sehr gut, was ›man‹ sagt. Wenn Ihr zu diesen Menschen gehört, FitzGilbert, so habe ich mich in Eurer Freundschaft getäuscht. Einen solchen Weg werde ich niemals einschlagen! Niemals!«

John zog den Stock zurück. »Ihr täuscht Euch so wenig in mir wie in Euch selbst, Mylord.«

Gloucester wandte den Blick ab. Dann zauste er seinen Umhang wie eine Katze ihr Fell und stapfte wortlos davon. Ungerührt widmete sich John weiter seinem Brot und dachte bei sich, dass Robert nur deshalb so ungehalten war, weil ihm die Vorstellung, selbst nach der Krone Englands zu greifen, im tiefsten Grund seiner Seele behagte – auch wenn er sich dies niemals eingestehen würde. Von klein auf hatte man ihm eingeschärft, dass nur der Sohn den Vater beerben konnte, der einer rechtmäßigen Ehe entstammte. Seit den Tagen seines Großvaters, der einst als unehelich geborener Herzog der Normandie den englischen Thron eroberte, hatte sich die Welt verändert. Robert of Gloucester konnte bedeutende Ländereien, Titel und großen Reichtum sein Eigen nennen, und die Verwandten seiner Mutter waren am Hof willkommen. Außerdem